Nr. 660. 39. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Donnerstag, 29. Dezember 1910

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Das triumphierende Rom.

Wenn Pius X. die künstlerischen Neigungen Wilhelm II. teilte, so hätte er jetzt Gelegenheit, seinem Hofmaler einen hübschen Auftrag zu geben. In der Tat, der „historische Moment" wäre schon der Verewigung wert: auf hohem Stuhle der Papst, zu seinen Füßen, demütig im Staube, beim heiligen Vater den Pantoffel küssend, ein deutscher Prinz, just aus dem Hause, das einst seine Hand schützend über den Mönch von Wittenberg gehalten hat, und darunter das Datum „Dezember 1910". Es wäre ein würdiges Gegenstück zu jenen Januartagen 1077, da der vierte Heinrich wartend im Schloßhofe zu Canossa stand, und so recht geeignet, den Wandel der Zeiten zu illustrieren. Damals nämlich war es kein so ganz ungefährliches Unterfangen, einen deutschen Fürsten vor der Ecclesia triumphans in den Staub zu zwingen. Der vierte Heinrich, vom Banne gelöst, kehrte mit einem Heere zurück, nahm Rom mit stürmender Hand und trieb den Papst, der ihm die Schmach von Canossa angetan hatte, ins Elend. Heute ist das anders. Der sächsische Hof hat sich beeilt, über den Kopf des Ministeriums hinweg, noch vor der löblichen Unterwerfung des Prinzen Max seine eigene anzukündigen, indem er für das schuldige Mitglied des Königshauses vor aller Welt auf mildernde Umstände plädierte.

Pius IX. — in dem der regierende Papst wohl sein Vorbild erblickt, da er sich nach ihm genannt hat — machte einen Kardinal einmal darauf aufmerksam, daß er den Purpur nicht nur verleihen, sondern auch nehmen könne. Worauf der also Bedrohte gelassen erwiderte: „Auch wenn ich nicht mehr Kardinal sein werde, so bleibe ich doch noch immer ein deutscher Fürst." So sprach Gustav Hohenlohe, der Bruder des nachmaligen Reichskanzlers. Der Vatikan hat sich daraufhin wohl gehütet, den selbstbewußten Jesuitenhasser des Purpurs zu entkleiden. Heute sind die deutschen Fürsten artiger und folgsamer geworden. Sie machen es dem „Gefangenen im Vatikan" nicht allzu schwer, über sie zu triumphieren. Als die Vorromäusenzyklika wie ein Blitz aus heiterm Himmel in die protestantische Welt fuhr, da konnte selbst der Philosoph der goltgewollten Abhängigkeiten nicht umhin, über die unzeitgemäße Beschimpfung der Reformatoren und der sie schützenden Fürstenhäuser in Rom Beschwerde zu führen. Höflich, wie man in Rom ist, versicherte man Herrn v. Bethmann, die lebenden Fürsten habe der grollende Papst wirklich nicht gemeint. Und Herr v. Bethmann, von dieser Selbstverständlichkeit hochbefriedigt, verkündete allem Volke seinen „Sieg" über den Vatikan. Auch am sächsischen Hofe erinnerte man sich der Ahnen, die treu zur Reformation gehalten hatten, bevor der lockende Glanz der polnischen Krone ihren leichtlebigern Nachkommen einen Glaubenswechsel als mutbringend erscheinen ließ. Der König von Sachsen soll sich in einem eigenhändigen Schreiben beim Papste über die saftigsten Kraftworte der Enzyklika beschwert haben. Der nächste greifbare Effekt dieser Beschwerde war eine Anpöbelung des Königs in der Schrift eines päpstlichen Kämmerers und Barons de Mathies. Die Sache war so grob, daß man es in Rom offenbar für angezeigt hielt, auch nach Dresden ein paar Worte höflicher Entschuldigung zu richten. Prompt verkündete man auch dort einen „Sieg" über den dreisten Renegaten. Und wie nach Bethmanns „Sieg" die ultramontane Presse erklärte, von einem Widerrufe der Vorromäusenzyklika könne keine Rede sein; so erklärt jetzt der „Baron" de Mathies, ihm persönlich sei nicht das Geringste geschehen. Es sind doch recht eigentümliche „Siege", worüber die angeblich Besiegten sich vor aller Welt lustig machen.

Man muß den Mut haben, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen, so wie sie sind. Das tat die „Kreuzzeitung", als sie kürzlich erklärte, die Angelegenheit des Prinzen Max sei eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche und gehe das Königreich Sachsen gar nichts an. Die „Kreuzzeitung" hat richtig erkannt, daß die Macht der Kirche heute größer ist denn je, und daß sie deutsche Fürstenhäuser heute unbesorgt als quantité négligeable behandeln kann. Die „Kreuzzeitung" beugt sich dieser Tatsache und gibt damit offen zu, daß auch ein deutscher Fürst aus einem Hause, das sich höheren Alters rühmt als die Hohenzollern, heute nicht mehr Diener der Kirche werden und daneben deutscher Fürst bleiben kann. Auch vom demokratischen Standpunkte wird man es nur anerkennen können, daß die Kirche zwischen fürstlichen und bürgerlichen Ketzern keinen Unterschied macht und den Prinzen aus königlichem Geblüt genau so erbarmungslos auf die Kniee zwingt wie den armen Priester aus Bauernblut. Für einen Prinzen, der sich der dräuenden Kirche gegenüber nicht einmal auf sein deutsches Fürstentum zu besinnen wagt wie Gustav Hohenlohe, gilt das alte Protestantenwort: Laß fahren dahin —! Das Deutsche Reich hat an dergleichen wirklich nicht viel verloren.

Wichtiger aber als die persönliche Angelegenheit des Prinzen Max ist die Frage: woher diese bis zum Selbstbetrug gesteigerte Ohnmacht der deutschen Fürsten gegenüber der triumphierenden Kirche stamme? Da muß immer wieder daran erinnert werden, daß es der Reichsgründer selbst war, der nach Canossa gegangen ist, nicht wie Heinrich IV., um sich vom Banne zu lösen und dann den Kampf gegen die hierarchischen Uebergriffe mit verdoppelter Energie aufzunehmen; sondern um sich die Kirche als Bundesgenossen zu werben wider die Mächte der Freiheit und des Fortschritts. Und es muß weiter daran erinnert werden, daß ihm die im Bundesrate vertretenen deutschen Fürsten auf diesem Wege gefolgt sind, ja daß sie sich nicht gescheut haben, noch darüber hinauszugehen. Dem Ultramontanismus und seinen agrarischen Helfershelfern haben sie unbedenklich den Kanzler geopfert, der dem Liberalismus wenigstens ein bescheidenes Plätzchen an der Sonne einräumen wollte. Die deutschen Fürsten haben sich wahrlich nicht zu beklagen, wenn die Ecclesia triumphans einem von ihnen den Fuß auf den Nacken setzt. Ihnen geschieht nur, was sie selbst heraufbeschworen haben, als sie die römische Priestermacht zum Bundesgenossen nahmen wider die aufstrebenden Schichten ihres eigenen Volkes.

Mögen sie sich ein Beispiel nehmen an der „Kreuzzeitung", die ihren Weg konsequent zu Ende geht, und deren deutsches Gefühl mit keiner Fiber mehr zuckt, wenn ein deutscher Fürst sich vor dem römischen Papst in den Staub wirft; die dem königlichen Bruder des gedemütigten Fürsten vielmehr unwirsch zu verstehen gibt, er möge gefälligst kein unliebsames Aufsehen erregen, indem er sich öffentlich in diese „innere Angelegenheit der katholischen Kirche" einmische. Sich einzumischen hat natürlich auch der Liberalismus keinen Grund. Aber noch weniger Grund hat er, diese Zwischenfälle totzuschweigen. Im Gegenteil, sie sollen ein willkommenes Material sein, dem deutschen Volk an schlagenden Beispielen klar zu machen, wohin das Bündnis der Heiligen und der Ritter führt, dem der hohe Bundesrat seinen Segen gegeben hat: zu einer Machtstellung der römischen Kirche in Deutschland, wie sie die Jahrhunderte nicht gesehen und wie sie Pius IX. in seinen kühnsten Träumen nicht zu erhoffen gewagt hätte.

Der Streit um Naundorff.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L Paris, 29. Dezember.

Die Anhänger Naundorffs sind durch das vom „Echo de Paris" veröffentlichte Testament der Herzogin von Angoulême nicht entwaffnet. Eine der getreuesten Verehrerinnen der Bourbonen, Madame de la Tour du Pin Chambly de la Charce, wie es heißt, das Vorbild der Frauengestalt in Lavedans Komödie „Sire", hat einem Redakteur des „Intransigeant" gesagt, daß Naundorff ohne jeden Zweifel Ludwig XVII. gewesen sei. Die Herzogin von Angoulême habe ihn heimlich unterstützt und nur aus Gründen der Staatsraison die Wahrheit geleugnet. Doch existieren im Besitz des Generals de Cornulier Lurinière in Nantes Originalbriefe der Herzogin an den Grafen Guivry und andere Vertraute, in denen die Herzogin von ihrem Bruder als von einem Lebenden spricht und den Schmerz verrät, den sie über seine Verleugnung empfindet. Aus einigen abgedruckten Stellen geht wenigstens hervor, daß die Herzogin bis zum Tode Naundorffs im Zweifel war, ob er ihr Bruder gewesen ist oder nicht.

Drohender Eisenbahnerstreik in Italien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rom, 29. Dezember.

Nach Mailänder Depeschen hat einer der Leiter des Eisenbahnersyndikats Decis Papa erklärt, daß unter dem Personal der Staatsbahnen große Unzufriedenheit herrsche. Namentlich die unteren Bediensteten, die man bisher vergebens mit Hoffnungen auf Erfüllung ihrer Wünsche zu beruhigen gesucht habe, seien in wenig friedfertiger Stimmung. Das Syndikat habe sich zwar nach Kräften bemüht, die Agitation für einen Streik, die schon an einzelnen Orten, wie Foggia und Novi Ligure, zu Kundgebungen geführt habe, einzudämmen, aber es wisse nicht, wie weit seine Autorität reiche. Es ist möglich, daß derartige Aeußerungen nur dazu bestimmt sind, die Regierung zur Nachgiebigkeit zu bewegen, denn die Erfahrungen in Frankreich sind für die italienischen Eisenbahner nicht ermutigend. Immerhin ist bemerkenswert, daß heute der „Popolo Romano" schreibt, wegen der Drohung mit dem Eisenbahnerstreik brauche man sich nicht zu alarmieren, weil einfach ein solcher Streik unvermeidlich sei und man sich damit als eine Notwendigkeit abfinden müsse, denn die Unerfahrenheit dieser Beamten übersteine alles. Aber vorbereiten solle man sich ernstlich auf den Eintritt des Ereignisses.

König Georg und Kreta.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

ρ London, 29. Dezember.

Dem Athener Korrespondenten der „Morning Post" wird offiziell mitgeteilt, daß die andauernd von Athener Zeitungen verbreiteten Gerüchte, daß mit Zustimmung des Königs Georg ein griechischer Prinz als Gouverneur unter der Souveränität des Sultans nach Kreta entsandt werden solle, von Feinden der Regierung verbreitete Lügen seien.

Aus Konstantinopel berichtet der Draht über eine neue **Note der Schutzmächte,** in der noch einmal die Oberhoheit des Sultans über Kreta anerkannt wird. Wie auf der Pforte verlautet, erklären die Kretamächte in ihrer neuesten Antwortnote, daß die ge-

Hühnerdarm und Kompagnie.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. Adolf Koelsch.

Wichtrach (Kanton Bern), Ende Dezember.

Der milde Vorwinter hat die Natur zu ganz ungewöhnlichen Extravaganzen verführt. Sonst beginnt bald nach Martini das russische Kontinentalklima seine Hand auf Mitteleuropa zu legen, und mit den isländischen Nebelkrähen, die es uns schickt, fällt aus der Luft auch trockener Frost bei uns ein. Die Nadelbäume beginnen Eis zu schwitzen unter dem Griff der schrecklichen Hand, und die Kleinpflanzenwelt fährt klirk wie ein Murmeltier, das Unheil erspürt hat, unter die Erde in Wurzelstöcke, Zwiebeln und Knollen hinein, verbreitet sich gleich einem Schreck in tausend wunderlichen Gebäuden und wirft die oberirdischen Organe, in denen das Leben bis dahin seine vielseitigen Schaustellungen veranstaltet hat, dem heißhungrigen Eiswolf erschrocken als Beute hin.

Aber heuer hat der weiße Steppenwolf gar keine Macht. Weit draußen, in der Atlantis irgendwo, über dem Feuchten und Milden, wird unser Vorwinterklima gemacht: im Gegensatz zu allem Herkommen. Ist ein Wendepunkt eingetreten in dem erbitterten Kampf, der seit den Tagen der letzten Eiszeit zwischen Atlantis und Kontinent um die Vorherrschaft in der Atmosphäre Westeuropas geführt wird? Sicher ist nur, daß die Atlantis sich augenblicklich in Angriffsstellung befindet. Sie schickt uns eine dunstweiche Wärmewelle um die andere ins Land, und in den Alpen, an deren Westwänden diese Wärmewellen sich brechen, donnern Tag für Tag die Lawinen von Hang und Grat, als wäre es Mittmärz. Ist's ihr dumpfes Gebrüll, das die Pflanzenwelt nicht zur Ruh kommen läßt? Dann muß es noch im Schwarzwald und im Taubergrund und am Fuß des Brocken vernehmbar sein. Geht's doch im ganzen Voralpenland und weit, weit darüber hinaus auf Feldern und an sonnigen Hügelhalden zu, als wäre Mariä Lichtmeß schon drittthalb Monate vorüber.

Im Südosten, vielleicht 30 Kilometer in Luftlinie von hier entfernt, steigt gleich einer riesigen Treppe aus weißen und graublauen Eisquadern das Jungfraumassiv hinunter ins Berneerland und hinter der Treppe heben viele Gespenster die Köpfe. In dem scharfen weißen Licht, unter dem sauberen, blitzblauen Himmel wirkt das erschreckend gespenstig. Aber — heut früh haben wir im Garten Bäume versetzt! Jetzt ist Mittag vorbei, man sitzt auf der Altane im Sonnenbad, das Thermometer am Gebälk zeigt 23 Grad Celsius an, die Schere des Gärtners knappt am Haag entlang in Spalierbäumen, Reben, Johannis- und Stachelbeersträuchern, die Wiesen sind grün wie im Herbst, Maulwurf Mümmelmann schafft wie ein Wilder jenseits des Bächleins, Spinnen ziehen flimmernde Fäden über die Schollen hin, und von den Feldern des Aareteals kann ich handvoll, armevoll blühende Pflanzen nach Hause tragen.

Viel Nobles ist nicht darunter. Stiefkräuter, sonnenwendige Wolfsmilch, persischer Ehrenpreis, Hungerblümchen, gemeines Kreuzkraut und Hühnerdarm — das sind so ein paar Namen. Der Bauer sagt Unkraut und spuckt wütend aus. Wer sich in einem Bauernschädel nicht auskennt, denkt bei dem Wort an etwas mit defekter Moral: Schmarotzer, Erpresser, anderes dergleichen, und spuckt ebenfalls aus. In Wahrheit sind sie die kleinen Helden in Floras Reich, die mit Arglist fleißigen, die mit Arglist stinken, die mit Arglist ergebenen — kurzum: die Aufgebrachten, denen ein Unrecht geschah.

Man merkt auf die Entfernung nicht, daß da etwas wuchert, sich schön macht und in Liebesakten erschöpft. Denn diese Pflanzen machen sich mit nichts vor den Menschen groß. Sie machen sich auch mit nichts groß vor den übrigen Kräutern. Neuerdings und ihrer Lebenshaltung nach sind sie Ghettogestalten. Den ganzen Sommer hindurch sind sie zwischen Arktis und Adria überall, wo Kraftfluv oder Bauersmann ein Plätzchen zu besetzen vergessen haben, weil es ihnen entgangen oder zu armselig war, und sind doch nirgends zu sehen. Demütig, kretinhaft, als ob sie nicht bis drei zählen könnten, hocken sie nesterweise zwischen den andern, drücken sich wie verhagelt in den Boden hinein und scheinen dankbar, wenn ihnen erlaubt wird, die Sonne wegzuschlecken, die zwischen den Bäuchen der Mastbürger, ihres Glanzes entkleidet, herunterträpelt. Aber im Heimlichen seufzen sie. Im Heimlichen tuscheln sie. Ist das ein Leben? Da liegt, zwei Meilen breit und zwanzig lang, ein fettes Tal zwischen Berg und Berg, und hinter den Bergen liegen andere Täler. Der Boden ist weich wie Schmalz, die Scholle ist braun und schmackhaft wie mürber Blätterteigkuchen. Die Urahnen haben es besessen, dieses Tal. Aber da kam der Mensch, nahm es weg, trieb die Eigentümer ins Ghetto hinaus: an staubige Wegränder, magere Raine, auf wüste Sandbrachen, steinige Hänge, in die dürre Schutt- und Geröllflur hinein, auf modrige Feldabraumhaufen und andere dürftige oder schmutzige Orte, sagte Unkraut zu den Enterbten, Geschmeiß, Hudelpack . . . Ist das recht?

Und einer erzählt, wie im frühesten Frühjahr ein ganzer Volksstamm es unternommen habe, von dem Tal ein Stück zurückzuerobern. Sie verschifften sich teils mit dem Wind, ließen sich teils von Tieren hinübertragen, und eh' im Wald noch der wilde Täuberich gurzte, war alles am Blühen. In weiteren vierzehn Tagen wäre der Streich gelungen gewesen: hundertausende kleiner Samenkörner hätten in den Furchen gelegen und bald nach einander im Laufe des Jahres gekeimt. Aber alles kam um. Als man gerade am Hochzeiten war, fuhr der Bauer an und scharrte die ganze Pionierkolonie mit dem Pflug unter den Boden, stampfte mit Roß und Knecht und Hund darüber hin. Und den Brüdern auf der liefigen Bräche am Fluß, die der Sturm dorthin verschlagen? Ich, so Gott nur Regen schickt, sollte es sich schon einrichten lassen. Gott schickte Regen, und geschäftig ging man an den Anbau der armseligen Humusklächen in den Fugen zwischen dem harten Geröll. Da kam der Wind, fraß die Feuchtigkeit weg, und nach dem Wind kam die Sonne. Bald fanden die Wurzeln kein Wasser mehr, und am Abend war mitten im Leben alles verdorrt.

Jetzt haben Ehrenpreis, Stiefkraut und Hühnerdarm nichts mehr zu seufzen. Jetzt geht's ihnen gut. Als der August vorüber war, legten sie alle Demut ab und schwärmten aus ihren Ghettoquartieren haufenweise auf den abgeräumten Talächern an. Und als die Mastbürger, die mit ihren dicken Wurzeln so tief in die Erde gehen, daß ihnen beileibe kein Sonnenbrand etwas anhaben kann, in den ersten Oktobernächten das Zipperlein kriegten und bald nichts mehr zuzusehen hatten, weil in der von unten herauf erkältenden Erde die Wasserzufuhr allmählich ins Stocken geriet, da schlugen den Enterbten alle Eigenschaften, die ihnen den Sommer zur Qual gemacht hatten, zum Segen aus. Ihr zwergheafter, niederliegender Wuchs drängte sie in jener handbreiten Luftschicht zusammen, wo die matte Strahlkraft der Sonne noch am ehesten zu einem behaglichen Wärmetümpel zusammenfließt. Und ihr flaches, nur in den oberflächlichsten Bodenschichten hinstreichendes Wurzelwesen, das sie im Juli dem Verdurstungstod ausgeliefert hatte, war jetzt insofern von Vorteil, als es ihnen gestattete, jeden Sonnenblick auszunutzen und betriebsam zu sein, wenn die Hochgeborenen darben mußten. Als es novemberte, war bereits die erste Generation in den Talächern ausgesät.

Trotzdem hat der Bauer höchstens giftig getacht, als er sie anwackeln und ihr Zigeunerlager aufschlagen sah. „Schafft nur immer zu! Mein Bundesgenosse aus Rußland, der weiße Wolf, wird euch schon frikassieren. Bewahre: fressen wird er euch nicht! Ihr seid ihm zu dreckig. Er fürchtet, er könnte von euren Schinken die Cholera kriegen, — meine Freunde! Aber wenn ihr gerad' am schönsten